

KI wird zum Bandmitglied

Digitalisierung nimmt Einfluss auf Musikproduktion – Kürzere Intros, neue Sound-Kreationen, lokale Traditionen weltweit

Von Henrik Boerger
und Werner Herpelloto

Berlin (dpa) Das waren noch Zeiten, als ein Lied wie „Hotel California“ (1976) von den Eagles mit seinem gut 100-sekündigen Gitarren-Intro ein Nummer-eins-Hit werden konnte. Heute müssen Musiker viel rasanter mit der Refrain-Tür ins Haus fallen, um auf den Playlisten der Streamingdienste schnelle Aufmerksamkeit zu erzielen. Ansonsten gibt's kein Geld. Popmusik – das war schon immer ein eigener Kosmos im stetigen Wandel. Welchen Einfluss darauf hat nun aber die fortschreitende Digitalisierung? Nicht nur, wie wir Pop hören – auch die Art, ihn zu produzieren, ändert sich.

Die Musikindustrie scheint dem vorausgesagten Tod aber noch einmal von der Schippe gesprungen zu sein – dank des bezahlten Audiostreamings, das 2018 in Deutschland und auch weltweit bereits rund 47 Prozent Marktanteil am Musikkonsum hatte. Streamingdienste wie Spotify, Apple Music oder Deezer liefern eine unvorstellbare Masse an Musik. Obwohl Vinyl und Musikkassette daneben eine kleine Renaissance erleben, sind Anbieter digitaler Dienste heute marktbeherrschend. Und das treibt manchen in der Branche natürlich auch Sorgenfalten auf die Stirn. Tatsächlich aber nicht allen.

Der Bundesverband Musikindustrie (BVMI) sieht Plattformen wie Spotify indes als Partner – wenn auch „besondere Partner, weil sie viel tiefer als früher üblich in den Vertrieb von Musik einbezogen sind. Das ist dadurch natürlich manchmal ein durchaus spannungsvolleres Verhältnis“, sagt Verbandschef Florian Drücke. Im vergangenen Jahr betrug der Gesamtumsatz der globalen Musikindustrie 19,1 Milliarden US-Dollar (gut 17 Milliarden Euro). Der Marktanteil von CD und Vinyl liegt momentan nur noch bei 25 Prozent. Laut Report 2018 der Digital Media Association (DiMA) sagen mehr als die Hälfte der Verbraucher inzwischen: Playlisten haben das Album in ihren Hörgewohnheiten ersetzt. Die Fülle an Angeboten und der



Justin Vernon während eines Auftritts mit der Band Bon Iver beim Oeya Festival in Norwegen. Foto: Karlsen/dpa

NEUES BON-IVER-ALBUM JETZT SCHON DIGITAL

Überraschende Veröffentlichungen von Alben häufen sich im Digital-Zeitalter – jetzt hat es auch Justin Vernon (38) alias Bon Iver getan. Der mit elektronisch verfremdeten Folk-Songs bekannt gewordene US-Songwriter zog sein zu nächst für den 30. August angekündigtes viertes Studioalbum „i,i“ unerwartet vor und brachte die 13 Lieder am Donnerstag nach Label-Angaben weltweit digital heraus.

Vernon hatte vor elf Jahren mit „For Emma, Forever Ago“ als Folk-Sänger debütiert. Sei-

ne zweite Platte „Bon Iver“ erhielt 2012 einen Grammy als bestes Alternative-Album. „22, A Million“ (2016) kam in den USA und Großbritannien auf Platz 2 der Charts. Vernon arbeitet mit Topstars anderer Genres zusammen, etwa mit Rapper Kanye West. „i,i“ von Bon Iver soll nach Angaben seines Labels Jagjaguwar am 30. August auch noch physisch als CD und Vinyl-LP erscheinen. Wieder hört man auf dem Album die oft in Falsett-Höhen schwebende Stimme des Musikers aus Wisconsin, umge-

ben von Elektro-Experimenten („iMi“), gelegentlich aber auch traditionell begleitet von Klavier („U Man Like“) oder Bläsern („Naeem“, „Marion“). Damit klingt die Platte wie eine logische Fortsetzung des Vorgängers „22, A Million“ – auch hinsichtlich der oft kryptischen Songtitel. Gastmusiker wie der britische Elektropop-Sänger James Blake, Aaron und Bryce Dessner von der US-Band The National oder Altstar Bruce Hornsby („The Way It Is“) ergänzen diesmal die Bon-Iver-Band. dpa

einfache Zugriff führen – Experten meinen: erfreulicherweise – auch zu einer globaleren Abbildung von Musik. „Früher nur lokale Ausprägungen wie westafrikanische und Balkan-Musik, koreanischer oder Japan-Pop und Latin-Traditionsstile stoßen nun auf viel mehr Interesse“, sagt Prof. Udo Dahmen, künstlerischer Direktor der Popakademie Baden-Württemberg.

Wirtschaftliche Faktoren spielen dennoch eine große Rolle, wenn es um die Form der heute konsumierten Popmusik geht. Durch Datenanalysen lässt sich genau sehen, was beim Hörer funktioniert und was nicht. Dementsprechend kann Musik aufs Konsumverhalten hinproduziert werden.

„Das ist schon beim Schreiben eines Songs ein relevantes Thema“, sagt Musikproduzent Tim Taurat, der bereits mit Pharrell Williams, Herbert Grönemeyer, Faber und Annenmaykanterre gearbeitet hat. Besonders für weite Teile der sehr erfolgreichen deutschen Rap-Musik gelte, dass sie auf Playlisten zugeschrieben werde. „In Tempo, in Songlänge, in der Länge des Intros. Aber auch in der Tonart oder bei der Auswahl des Instrumentariums.“

Die Regel: Ein Song muss sofort ins Ohr gehen, damit er nicht weg-

„Ein Song muss sofort ins Ohr gehen, damit er nicht weggeklickt, sondern länger gestreamt wird.“

Tim Taurat
Musikproduzent

clickt, sondern länger gestreamt wird. So braucht es 31 Sekunden Verweildauer bei einem Track auf Spotify, damit überhaupt Geld an den Künstler fließt. „In der Tat müssen sich

Mainstream-Tracks dann entsprechend entwickeln“, bestätigt Pop-Professor Dahmen.

Dass Songs im Streaming-Zeitalter insgesamt auch kürzer werden, hat Dan Kopf für das Magazin „Quartz“ analysiert. Er untersuchte die Songs erfolgreicher Hip-Hop-Künstler wie Drake oder Kendrick Lamar – und kam zu dem Schluss, dass die Veränderung sogar innerhalb deren eigener Diskographie festzustellen sei.

Was ist nun vom Verdacht zu halten, dass Streaminganbieter teilweise „Fake-Künstler“ er-

schaffen und auf Playlisten zu geschnittene Songs produzieren? Produzent Taurat meint: „Das machen die auch. Die Songs werden teilweise sogar automatisiert erstellt. Aber das findet noch nicht im Pop-Kontext statt, sondern eher auf Ambient- und Meditations-Playlisten.“ Michael Krause, Managing Director bei Spotify für Zentraleuropa, sagte dem Magazin „Musikexpress“, die Produktion eigener Musik seines Streamingdienstes sei „nicht geplant“. Er befürwortet jedoch Playlisten mit „funktionaler Musik kuratiert von unserer Redaktion“.

Doch die Option, mit automatisierten Abläufen oder Künstlicher Intelligenz (KI) Musik zu produzieren, kann auch zu sehr spannenden neuen Sound-Kreationen führen. So hat die in Berlin lebende US-Künstlerin Holly Herndon auf dem neuen Album „Proto“ (2019) ihr KI-„Baby“ namens maykanterre gearbeitet. Es wurde „mit meiner Stimme trainiert“, sagte sie im Deutschlandfunk. In Stücken wie „Godmother“ taucht die KI-Stimme dann als eigenständiges Ensemblemitglied auf.

Insgesamt erscheint der digitale Wandel für Musikindustrie wie auch viele Pop-Konsumenten also positiv. Der Einbruch bei CD- und

Download-Verkäufen wurde aufgefangen durch besser funktionierende Bezahlssysteme. Davon können allerdings vor allem junge, noch wenig bekannte Musiker kaum

leben. „In der Tat sind die Einkünfte über Streaming marginal im Vergleich zu früher mit physischen Tonträgern“, sagt Professor Dahmen.

Katzenjammer gebe es dennoch nur „bei der Generation, die in Vor-Streaming-Zeiten gutes Geld verdient hat“. Jüngere Musiker arrangierten sich – beispielsweise mit der Gründung einer eigenen Plattenfirma wie die an der Popakademie in Mannheim ausgebildete, jetzt sehr erfolgreiche Popsängerin Alice Merton, betont Dahmen.

Bilder der Heimat als inneres Exil

Oskar Maria Graf und Georg Schrimpf: Das Schlossmuseum Murnau widmet der Freundschaft zweier Künstler eine Schau

Von Annette Krauß

Murnau (DK) „Das ist nämlich so...“ begann der autodidaktische Maler Georg Schrimpf seine Argumentationen, wenn er mit seinem Freund Oskar Maria Graf über die politischen Zustände in Deutschland diskutierte. Der 1889 geborene Maler und der fünf Jahre jüngere Schriftsteller lernten sich 1911 in München kennen, sie stammten beide aus einer Bäckerfamilie, versuchten mittellos sich in der Stadt das Überleben zu sichern und gehörten zum anarchistischen Umfeld von Erich Mühsam. Verbunden sind sie durch ein Ringen um das, was ihnen Heimat ist – auch in einer Zeit, als nationalsozialistische Blut-und-Boden-Ideologie genau dieses Heimatgefühl zu vergiften begann. Das Schlossmuseum Murnau widmet beiden Künstlern eine spannende Ausstellung unter dem Titel „Mein Freund, der Maler“ mit Leihgaben aus öffentlichem und privatem Besitz, begleitet von einem äußerst lesenswerten Katalog.

Das literarische Dokument dieser Freundschaft, das Graf 1950 veröffentlichte, trägt den Titel „Ein barockes Malerporträt“. Darin erzählt der bayerische Schriftsteller, der 1934 nach Wien und weiter in die USA auswanderte, mit leichter Ironie über die diversen Bezie-

hungen Schrimpfs: „Er hing sein Leben lang mit einer nicht zu enträtselnden, wirklich abstrakten, gewissermaßen solidarischen Verehrung an der Frau an sich, am Begriff Frau sozusagen...“ Die Ausstellung zeigt dies mit Bildern wie „Mädchenakt“, „Zwei Mädchen am Fenster“ oder „Schlafende Mädchen“. Hier wie auch in den beigefügten Zeichnungen wird sichtbar, dass der Autodidakt Schrimpf eine Begabung hatte, das Volumen der Körper darzustellen. Er erfasst den Leib, die

Beine und Arme in ihrer Fülle wie ein Bildhauer. Dennoch wirken die Frauen, die er auf Wiesen bettet, gleichsam schwebend, denn ihr Gewicht drückt keinesfalls die Grashalme ein, die der Maler fein und genau auf die Leinwand pinselt. Vielmehr ist die Natur in den Bildern eine Kulisse, deren Proportionen nicht immer zu den großen Körpern im Vordergrund passen wollen. Geschickter ordnet er die Modelle im Raum: Die Kante einer Holzbank oder ein Fensterbrett sind

horizontale Linien im Vordergrund, die den Betrachter, der „auf der anderen Seite“ steht, mit hineinnehmen in die Szene. Der Stil dieser Bilder aus den 1920er-Jahren folgt der „Neuen Kunst“, wie sie 1925 auf der großen Ausstellung in Mannheim vorgestellt wurde. Das ist deshalb bemerkenswert, weil Schrimpf sich zunächst als Expressionist versuchte. In seinen Darstellungen einer Frau mit Kind aus den Jahren 1918/1919 verwendet er leuchtendes Blau, Rot und Gelb für

die Darstellung von Gewändern und Innenräumen. Der „Besuch beim Kind“ ist die Verarbeitung einer traumatischen Lebensstation: Seine erste Ehefrau starb im Kindbett – die an eine Madonna erinnernde Mutter hat deshalb bleiche Hände, mit der sie das Neugeborene umfängt. Schrimpf hat in diesen Jahren auch Veröffentlichungen von Graf illustriert, die in Lesevitriolen gezeigt werden.

Der zweite Teil der Ausstellung widmet sich den Landschaftsbildern Schrimpfs, in denen er völlig auf Menschen und Tiere verzichtet. Es sind Idealbilder aus Oberbayern wie etwa der Blick auf den Staffelsee: Verträumt liegen dunkle Wälder und Wiesen unter einem hellen Himmel, dessen Blau und Rosa sich auf der Wasserfläche spiegeln.

Schrimpf hat für solche Werke im Freien skizziert, die Landschaften aber vor allem in seinem Bild-Gedächtnis gespeichert und dann im Atelier zu einem Idealbild komponiert – selbst ab 1933, als er in Berlin zum außerordentlichen Professor an der Staatlichen Kunstschule ernannt wird. Biografisch trennen sich hier die Wege von Graf und Schrimpf: Der Schriftsteller verlässt die Heimat (er stirbt 1967 in New York), der Maler versucht, sich im nationalsozialistischen Deutschland durchzulavieren

und seine Familie zu ernähren. 1934 werden Werke Schrimpfs im Deutschen Pavillon der XIX. Biennale in Venedig ausgestellt, 1937 wird ein Bild kurzzeitig als sogenannte „Entartete Kunst“ in den Münchner Hofarkaden gezeigt, aber nach einer Intervention von Rudolf Heß wieder aus der Schau entfernt. Für das Arbeitszimmer von Heß in der Berliner Wilhelmstraße soll Schrimpf deutsche Landstriche malen, die offensichtlich in eine Wandvertäfelung eingefügt wurden – ein schmales Hochformat aus der Stiftung Gunzenhauser sind in der Ausstellung zu sehen.

Für Schrimpf werden diese menschenleeren Landschaften offensichtlich so etwas wie ein innerer Rückzugsort in schwierigen Zeiten. So wie Graf 1940 in New York (zunächst auf Englisch) „Das Leben meiner Mutter“ veröffentlicht und damit einer untergegangenen Welt ein Denkmal setzt, so malt Schrimpf Bilder seines „inneren Exils“. Er stirbt am 19. April 1938 in Berlin. Die Ausstellung ermöglicht nun die Wiederentdeckung eines Künstlers, dessen Werk auch vor Augen stellt, wie konzeptlos und willkürlich die Kulturpolitik der Nationalsozialisten war.

Bis zum 3. November im Schlossmuseum Murnau, geöffnet Dienstag bis Sonntag 10 bis 17 Uhr.



Über Georg Schrimpfs „Schlafende Mädchen“ (1926 Öl auf Leinwand, Privatbesitz) sagte sein Freund Oskar Maria Graf, dass sie ein Zeichen für des Malers abstrakte Verehrung an der Frau an sich. Foto: Roman März